Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Kriegstagebuch vor Verdun.

Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt schildert hübsche Episoden von der Front.

Vor Verdun, 3. Juni. Das Dorf, wo wir einquartiert sind, hat kein einziges zerschossenes Haus. Das ist sehr merkwürdig. Die Bauern sind noch in ziemlicher Zahl vorhanden, ganz junge Burschen und ältere Männer, und wenn die Frauen und Mädchen mittags antreten müssen vor der Kommandantur, um zum Heuen und Hacken aufs Feld hinausgeführt zu werden, sieht man hübsche Mädchen darunter. Vor dem Kriege waren sie vierzehnjährige Kinder, jetzt sind sie erwachsen. Der Krieg bedrückt sie nicht sonderlich, sie sind lustig, lachen und schnattern. Die Schönsten von ihnen arbeiten täglich in der Molkerei. In langen weißen Schürzen wirtschaften sie darin herum, ein paar Stunden jeden Tag, und kriegen dafür „soizante Fennisch", wie sie sagen; oder auf Deutsch sechzig Pfennige. Laut Absatz 14 der Befehle der Kommandantur ist „Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften das Betreten der Molkerei während der Arbeitsstunden untersagt". Auf diese Weise gelingt es den deutschen Milchmädchen, täglich 600 Liter Milch zu 40 Pfund Butter zu verarbeiten.

Ja, es gibt noch Menschen, und es gibt auch Vieh im Dorfe. Milch und Eier müssen gegen Vergütung abgeliefert werden. Alle vierzehn Tage können die Bauern Fleisch kaufen. Kartoffeln haben sie noch, Brot kaufen sie bei der Gemeinde, und wer zu arm dazu ist, dem gibt die Gemeinde Brot. Die kleinen Gärten hinter den Häusern sind sauber bestellt. Bohnen, Erbsen, Karotten und phantastisch viel Lauch und Zwiebeln. In drei Wochen, so versichert mir mein Wirt, werde er frische Kartoffeln haben; sie blühen schon.

Viel zahlreicher als die Bauern, die Frauen, Mädchen und Kinder sind die deutschen Soldaten im Dorfe. Ein Rekrutendepot ist hier untergebracht, ein Pferdedepot, ein Pferdelazarett. An der Gartenmauer unter den Bäumen haben sich die verstaubten Autos einer schweren Munitionskolonne versteckt. Eine Feldfliegerabteilung hat ihr Kasino dicht vor der Molkerei aufgeschlagen. Es gibt eine Kantine, wo man Wein und Wasser und Feuer laufen kann, es gibt auch eine Feldbuchhandlung, wo die „Frankfurter Zeitung" vom Morgen bereits am Abend um 8 Uhr zu haben ist, wenn man sehr aufpaßt. Sonst ist sie nämlich innerhalb zehn Minuten ausverkauft.

Die Garnison meines Dorfes ist also sehr zahlreich und gemischt. (Ich hoffe, das Oberkommando sowie der Leser gestatten mir, nach dieser Vorstellung von „meinem" Dorfe Besitz zu ergreifen.) Zahlreicher jedoch als die Soldaten meines Dorfes sind die Soldaten der Landstraße. Von meinem Fenster aus beobachte ich die Straße den ganzen Tag über. Es ist eine große Kriegsstraße zur Front und die Autos, die Meldefahrer, die Wagen und Reiter und Kolonnen lassen den weißen Kalkstaub gar nicht zur Ruhe kommen. Das eine Auto fährt in die Staubwolke des andern Autos hinein, in fast ununterbrochener Folge, und wenn man die Landstraße draußen im Freien überblickt, so sieht sie wie eine riesige Staubwolke aus, die sich ringelt, ohne von der Stelle zu kommen.

Der stolze Hahn meines Bauern — ich annektiere ihn, den Bauern, nur ganz nebenbei, bis auf weiteres —, dieser Hahn also hat sich auf seine Art mit der kriegsmäßig veränderten Dorfstraße abgefunden. Er betrachtete sie früher als sein persönliches Eigentum, bis dorthin wenigstens, wo der Nachbargockel seine Ansprüche geltend machte. Die Grenzen waren strittig, wie die meisten Grenzen in Natur- und Geistesleben. Aber der Hahn und seine Hühner wußten, daß sie ziemlich ungestört auf der Straße ihrer Beschäftigung nachgehen, ihre Pflicht tun oder ihre Unterhaltung führen konnten. Das ist jetzt anders und geradezu lebensgefährlich geworden. Die Hühner, von Hause aus zur Furcht und Demut geneigt, verkrümeln sich aus Angst vor dem Gefährte an den Straßenrändern, drücken sich in den Hausecken herum und wissen oft nicht aus noch ein. Der wackere Hahn tut sein möglichstes, um sie zusammenzuhalten, zu beruhigen und durch kriegerisches Benehmen zu ergötzen. Es gelingt ihm aber nicht ganz, seine eigene Verlegenheit zu verbergen, wenn er die Straße überschreiten will, was er häufig tun muß, um seiner Familie gerecht zu werden. Dann läuft er jedesmal, was er kann, auch wenn gar kein Fahrzeug im Anzuge ist, das seiner beschränkten Erfahrung nach nichts anderes will, als ihm in unbegreiflich roher Weise Kopf und Kragen abzufahren.

*

Mittwoch.

Ein gutes viertelhundert Kilometer von hier entfernt ist die feindliche Front. Man hört die Kanonen Tag und Nacht, aber von weiter hinten hörte man sie eigentlich noch besser, weil dort das ganze Orchester tönender zusammenklingt, die Schallwellen sich vereinigen, verstärken, einander steigern und zu überbieten scheinen. In meinem Dorfe höre ich besonders gut die Geschütze von Cumières und vom Toten Mann herüber, ich bilde mir wenigstens ein, daß die Zwischenberge mir Donaumont wie Höhe 304 verperren.

Warum soll ich mir das nicht einbilden? Oder soll ich lieber meinen freundlichen Kollegen fragen? Er besitzt freien Zutritt zum Kommando und versteht es meisterhaft, die markige Gestalt des berühmten Heerführers meiner Phantasie zu vermitteln; er, der Kollege, ist also gleichsam die Nabelschnur, die mich mit dem geistigen Zentrum der Operationen dieser Gegend verbindet. Wie dankbar bin ich ihm dafür, namentlich mit Rücksicht auf meine Leser, denen ich nun auch die eine oder andere fesselnde Einzelheit mitteilen kann. Nur weiß ich doch nicht, ob ich ihn mit einer Frage wie derjenigen nach der Richtung des Geschützdonners behelligen darf. Ich will es dem Zufall überlassen, ob er mich dieser kriegerischen Akustik näher bringt.

Zwischendurch, in meinen vielen Mußestunden, wo ich den Rekruten beim Antreten und Essenholen zuschauen darf, lausche ich mit halbem Ohr auf den fernen Klang der Geschütze: nach hohlen Fässern klingt es, die verspundet werden, von einem zornigen Küfer oder Schäffler, der böse und ziellos mit seinem großen Hammer um sich schlägt einmal rasch und einmal langsam. Was mag er alles zerschmettern, dieser launische Bursche? Vielleicht unsere neuen Stellungen auf der Caurettehöhe? Vielleicht aber auch die Franzosenwerke hinter Chaltancourt? Vielleicht wird ein neuer Vorstoß des Feindes eingetrommelt, vielleicht einer von uns? Wer das wüßte! Gewiß, der Kollege weiß das längst, der Glückliche. Aber so verwegen bin ich nicht, diese geheimen und fernen Vorgänge kennen zu wollen. Ich wende mich lieber den sichtbaren Dingen meiner Umgebung zu.

In meinem Bauernzimmer hängt eine große runde Wanduhr, die die Tochter des Hauses mir zu Ehren in Betrieb gesetzt hat. Hätte sie's doch nicht getan! Nämlich, diese Uhr hat den Teufel im Leibe und rast mit doppelter Geschwindigkeit durch die Zeit. Man kann sie nicht anhalten, denn sie hat alles innerlich hinter ihrem verstaubten Zifferblatt. Sie hetzt in jeder Minute zwei bis drei Minuten vorwärts, so rastlos, als ob sie eine verlorene Zeit einholen, ein weites Ziel erreichen, ein Wettrennen gewinnen müßte. Der Krieg muß sie vollkommen verwirrt haben, und ich lausche ihren kurzen und heftigen Stundenschlägen mit eigentümlicher Spannung. Wo will sie hinaus? Sie läuft und läuft und macht mich an jedem Tage um zwei oder drei Tage älter. Es ist fast so, als bilde sie sich ein, diesen Krieg, dessen finsterer Groll von ferne her durch die dicken Mauern tönt, durch ihr eifriges und sinnloses Gehaspel abkürzen zu können.

Nachts, wenn ich schlaflos auf die Stimmen und Geräusche der Kriegsstraße lausche, macht mich diese verzweifelte alte Uhr ganz rabiat. Neulich, halb im Traume, als sie atemlos drei schlug, habe ich sie angeschrien:

„Schwigen Sie! Wer hat Sie gefragt? Wer sind Sie? Was wollen Sie?" Mir däuchte, sie sänftigte sich darauf ein wenig, lief leiser und — tatsächlich — um einiges langsamer mit ihrem ewigen Rata, Rata, Rata . . .

*

Donnerstag.

Heute ist Himmelfahrt. Die Rekruten im Helm und sauberer Montur marschieren kompagnieweise zum Gottesdienst in die sehr geräumige Dorfkirche. Mittags ist Löhnungsappell.

Auf der Bank vor meinem Fenster sitzt der Bauer. Ein Rekrut, ein Mann von Ende der Zwanziger, setzt sich zu ihm. „Bojour!" „Bongschur." Schweigen.

Eine Kuh trottet mit der ihr eigenen Seelenruhe über die Straße. Tiefsinnig schauen ihr die beiden Fenstergäste nach. Schließlich sagt der Bauer und hebt die Hand: Vache".

„Was?" fragt der Rekrut.

„Non, non! vache! La!"

Pause, während der ein deutsches Hirn mutig arbeitet, kombiniert, und plötzlich hell wird: „Aha! Vache!"

Oui. V, a, c, h, e" — buchstabiert der Franzose und zündet sich seine Pfeife an. Der Soldat wiederholt jeden Buchstaben und dann das ganze Wort noch einmal. Er vergißt es sein Lebtag nimmer, wie er es jetzt ausspricht: „Vache, une Vache!" Diese Kuh gehört ihm persönlich.

Lange Pause. Dann sagt der Deutsche, und deutet in die Richtung, wo die Kuh längst verschwunden ist.

„Kuh!"

Der Bauer schaut den andern ungewiß an, begreift, nickt und fragt vorsichtig, wie wenn er das fremde Wort auf der Zungenspitze balancieren wollte: „Cou?"

„Jawoll die Kuh. K, u, h!"

Der Bauer wiederholt gedankenvoll und schließt: „Ah, c'est ça." Dann schweigen sie wieder, aber es ist ein beredtes Schweigen. Sie haben eine feierliche Handlung von internationalem Kulturgewicht vollzogen. Austausch geistiger Güter. Wortgabe gegen Wortgabe. Es gibt kein Drahthindernis für diese Dinge, im Kriege nicht, und im Frieden erst recht nicht. Es wird auch keine haltbaren Schranken für den Wirtschaftsverkehr Mitteleuropas mit der übrigen Welt geben. Die Menschheit verwandelt sich nicht von heute auf morgen in das Gegenteil ihrer selbst.

Gestern Nachmittag trat die Ordonnanz ein und meldete: der Herr Rittmeister lassen bitten, um fünf Uhr bereit zu sein. Das Auto wird die Herren abholen.

Der Rittmeister ist unser Nachrichtenoffizier, unser Schriftmacher sozusagen. Er fährt mit seinem Auto zu den Stäben umher, vernimmt die Gefangenen, sammelt Nachrichten über den Feind. Mit seiner gelben Ulanenmütze taucht er bald hier, bald dort auf. In einigen bewegten Wochen vor Verdun hat er ein halbes Dutzend Autos nach und nach kaputt gefahren. Wo sind die guten französischen Straßen geblieben? Der Krieg hat sie zerlöchert, zermürbt; Regen und Schnee und Kälte haben sie aufgeweicht. Der schmale Rittmeister mit seinen Aussagen, Karten, Briefen muß durch die Löcher und Pfützen und durch den dicken feingemahlenen Staub. Sein Motor im Auto rattert beständig. Er hat ein Malariagesicht, hohlwangig und fleckig, von Südost her. Er krächzt wie ein Uhu, denn seine Stimme ist auf dem Hartmannsweilerkopf im Winter 1914—15 eingefroren und seither noch nicht wieder aufgetaut. Er trägt einen schwarzen Respirator, aber er schiebt ihn alle Augenblick beiseite und spricht in den Wind hinein. Er ißt und trinkt und schläft automatisch, wenn er gerade freie Zeit hat, bei Tag oder bei Nacht und manchmal vergißt er eins oder das andere ganz. Er sitzt im Auto, sitzt am Schreibtisch, er telephoniert, diktiert seine Berichte, saust hierhin und dorthin und ist überall zu Hause, nur nicht da, wo er zu Hause ist, in meinem Dorf. Ich kenne schon mehr Menschen hier als er, der Rittmeister, für den sogar seine Reiterei ein Luxus geworden ist.

Um fünf Uhr steht das Auto da und wir fahren los gegen Verdun. Es geht die alte Straße im Maastal entlang, an Dun vorbei mit seinen Lazaretten, hügelauf und hügelab. Ein Dorf nach dem andern bleibt hinter uns, eines zerschossener als das andere. Fesselballone kommen näher und näher, jetzt haben wir auch sie im Rücken, sind im Standbereich unserer schweren Geschütze. Es geht scharf um die Ecke einen Höhenweg hinauf, wir steigen aus, und wandern durch knietiefe Wiesenblumen den grünen Hang aufwärts zur freien Kuppe.

Genau am selben Fleck stand ich am 20. März; heute ist der 1. Juni.

Die Sonne neigt sich gegen Abend, es ist sechs Uhr vorbei. Wiederum das bekannte Bild der Höhen, Täler und Dörfer; keine sehr gute Sicht, aber ich sehe trotzdem Verdun und Donaumont, die Sperrkette von Marre, den riesigen dunklen Hessenforst. Auf Höhe 304 und Toter Mann, auf Cumières und Chattancourt schwere und leichte Einschläge. Ununterbrochen steigen die Pinien aus Staub empor: fünf, sechs zugleich, da, dort, braune, schwarze, weißlich gelbe, ununterbrochen rollt der Donner. Es ist „mittlere Feuertätigkeit", ziemlich ruhig. Nur am Toten Mann wird's jetzt lebhafter, die kahle Kuppe umwölkt sich langsam weiter — dort muß was im Gange sein. (Am nächsten Tag meldeten wir den französischen Vorstoß.)

Ist es wirklich schon zehn Wochen her, seit ich hier oben die Verdunschlacht sah? Sie zum erstenmal als eine große Einheit empfand? Was liegt zwischen damals und heute? Welche Kämpfe, welche Fortschritte, Zoll um Zoll mit Blut erstritten und bezahlt! Nun steht man hier oben, und dem oberflächlichen Auge könnte es scheinen, als wäre alles wie einst. Aber wir wissen, wir fühlen es, die deutsche Front, die eiserne Wehr ist auf dem Marsche, enger und enger legt sich der Halbkreis um die Feste, immer schmerzhafter drückt die eherne deutsche Kette den harten französischen Panzer.

Der Staub wallt auf, die hohen Pappeln fliegen vorbei. Wir sind zuhause.

„Wissen Sie schon? Ein großer Seesieg über die Engländer!" Wie werden sie jubeln, die guten tapferen Jungen in ihren Löchern ganz vorn hinter dem „Toten Mann"!

Deutsche und Franzosen friedlich vereint.

Deutsche und Franzosen liegen sich in Schützengräben gegenüber. Die deutsche Artillerie beschießt den französischen Graben, und das Feuer wird den Franzosen unangenehm, so daß sie eingeln den Graben nach rückwärts verlassen, wobei sie von unserer Infanterie, einer nach dem andern, abgeschossen werden. Der Rest der Franzosen zieht es daher vor, doch lieber im Schützengraben auszuharren und denselben erst bei Dunkelheit zu räumen. Nach einiger Zeit sendet der deutsche Hauptmann eine schwache Patrouille gegen den französischen Graben vor, um zu erkunden, ob noch Gegner in demselben sich aufhalten. Die noch im Graben befindlichen fünfzig Franzosen ergeben sich der Patrouille. Stolz will der deutsche Patrouillenführer mit seinen Gefangenen zurückkehren, als er plötzlich von der französischen Artillerie mitsamt seinen Gefangenen lebhaft beschossen wird. Schleunigst entziehen sich die Deutschen und Franzosen diesem Artilleriefeuer, indem sie in den französischen Graben zurückspringen. Dort blieb nun die Patrouille den ganzen Nachmittag mit den fünfzig Gefangenen friedlich vereint bis zur Dunkelheit liegen, erst bei Nacht kehrte die Patrouille zurück und lieferte die Gefangenen ab.

* * *

Branntweinverbot in Norwegen.

Jeglicher Verkauf und Ausschank von Branntwein ist, wie aus Kristiania depeschiert wird, in ganz Norwegen verboten worden. Gleichzeitig wurde die Einfuhr von Branntwein, Wein, Bier und anderen alkoholischen Getränken untersagt. Die Verbote traten sofort in Kraft.

Kriegsbriefe aus dem Osten.

Von Domesnees bis Luzk. — Strategik bei Dünaburg und Jakobstadt. — Der Rokitnosumpf.

Ostfront, Anfang Juni.

Oben an der Nordspitze von Kurland haben im vergangenen Frühherbst die russischen Schiffsgranaten den hundertjährigen Wald zerbissen. Die Stämme fielen wie sterbende Riesen durcheinander, die Fischerdörfer südlich vom Kap Domesnees wurden zertrümmert, die kleinen Boote und Kutter an der Küste fraß das Granatfeuer. Da wurde aus der Kurländischen Küste ein Teil der Front. Es wurde Kap Domesnees der nördlichste Punkt der Riesenfront im Osten, die dann bei Schlozk die Küste verläßt, in leichtem Bogen die Düna erreicht, ihr folgt und von Dünaburg an in der bekannten geraden nordsüdlichen Linie bis etwa Buczacz läuft, um im letzten kurzen Teil leicht vorwärts zu schwenken von Nordwesten nach Südosten bis zur rumänischen Grenze.

Die Vorstellungskraft reicht kaum aus, diese fast ununterbrochene Schützengrabenlinie lebendig zu begreifen: sie zieht durch Sumpfland und gräbt sich in Hügelreihen, die Ostsee liegt vor ihr und die ungeheure Ebene der Rokitnosümpfe, mächtige Wälder durchquert die eiserne Linie und Felder, die grün im Sommerwind wehen, ungeheure Einöde und bebautes Land, Flecken und Dörfer sind von dem Graben mit der Brustwehr und den Stacheldrahtreihen davor in den Brennpunkt des Krieges gestellt worden. Sommerwolken werfen Schatten über das Stückchen Land, auf dem so viele deutsche Menschen Monat für Monat atmen, denken, leiden, glühen, Regenschauer schlagen darüber, Sonnenglut glänzt an dem gleichen Tage über das Riesenwesen. Denn immer ist mir diese atmende und kämpfende Linie wie ein ungeheures Lebewesen erschienen, dessen Gedanken von Millionen Köpfen gedacht worden, dessen Herzschlag Millionen Herzen stark ist, und die Leiden des einzelnen vergehen vor der Not, wenn ein Teil des ungeheuren Leibes in starker Bedrängnis steht, und die Freude schwillt durch den ganzen Körper, wenn sich irgendwo die Linie siegreich vorbäumt oder die Leichenhügel derer, die gemeinsam ihr Feind sind, vor sich auftürmt.

* * *

Bis Luzk habe ich den größten Teil dieser Front in wichtigen Abschnitten gesehen. Jeder Frontabschnitt hat seine Geschichte, wie jede Division ihre ruhmreiche Kriegschronik hat. Oft fällt die Geschichte des Abschnittes mit der der ihn haltenden Truppen zusammen, aber fast noch öfter sitzen sie im Land, das andere erkämpft haben, während sie anderswo siegten und litten. Trotzdem haben sie in dem langen Stellungskrieg gerade „ihre Front" natürlich besonders im Gedanken. Es ist klar, daß alle die Arbeit, die in den Gräben, den Unterständen, den Fuchslöchern, den Wegen, den Blockhäusern, den Waldlagern, den Entlausungsstätten, den Pionierparks, den Bahnhofsanlagen, den Schlächtereien, den Sägewerken, den Zementfabriken, den Räucherhallen, den Badewagen, den Kasinoräumen steckt — es ist klar, daß diese viele Arbeit vieler Tage und Nächte mit dem Gebiet verbindet, daß jeder besonders stolz gerade auf „seinen" Abschnitt ist. Es hat, wenn man näher zusieht, auch jede Stelle der Front ihre Besonderheit. Gewiß, Schützengraben ist Schützengraben und Pionierpark bleibt Pionierpark, aber die Mannigfaltigkeit, mit der die Hilfsmittel des Landes und die von der Armee gelieferten Dinge ausgenutzt werden, ist erstaunlich groß. Eines aber kann man aus diesem bunten Bild als Gemeinsames herauslesen, an jeder Stelle, da deutsche Soldaten leben: die Gewohnheit zur Sauberkeit, die Liebe zur Natur und die Freude an dem Schmuck des Lebens. Blumenbeete, Gemüseländereien, Holzarbeit von ausgezeichnetem Geschmack, rührende Bastelarbeit finden sich überall. Dinge, von denen man annahm, daß sie eben erst langsam im Werden seien, wie die Geschmacksbildung bei der Inneneinrichtung, zeigen sich tief ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. So einen Pionierstuhl könnte Bruno Paul entworfen haben, und so einen Offiziersunterstand könnte Riemerschmid oft nicht besser einrichten. Es ist ja vielleicht schon oft genug gesagt worden, und mit dem Wort ist genug Schindluder getrieben worden, aber es bleibt so, bleibt beim Ueberblick immer gleich ergreifend: wer die Kulturhöhe dieses deutschen Volkes geradezu greifbar vor sich sehen will, muß es bei seiner Arbeit, seinem Leben, seinen Freuden und Nöten im Schützengraben sehen, muß diese gleichmäßige, herrliche, lebendige Linie oben von Domesnees an vor Augen haben.

* * *

Dem nördlichsten Frontteil gibt das Meer sein Gepräge. In den Dünen sind die verborgenen Artilleriebeobachtungsstände, und rheinische Augen sehen mit scharfer Spannung, ob an der Kimmung nicht die grauen Schatten, die schwarzen Striche, die den Feind bedeuten, auftauchen. Dann kommt ein Stück Graben, das von der See noch zu fassen ist, das aber die Langrohre der Schiffsgeschütze doch nie recht in wirkungsvolles Feuer bekommen können, und dann liegt in sanftem Bogen die Linie den Tirulsumpf entlang. Als ich im Winter dort war, hatte das Sumpfwasser noch die Oberhand, inzwischen haben wir längst über das Wasser gesiegt. Die schnurgerade Provinzstraße zeigt nach Riga, man könnte sich gegenseitig jede Ablösung, jede heranfahrende Feldküche absehen, wenn nicht die breite schöne Straße mit dichten Tannenreihen verblendet wäre.

Nach Plukanen biegt die Linie herüber zur Misse-Front, der die Russen im Herbst keinen Tag Ruhe gönnten, und erreicht dann die Düna.

Das lange Stück der Dünafront ist natürlich völlig von dem breiten Strom, der uns von den Russen trennt, beherrscht. Lehmige Erde auf den Höhen an der Düna machte die Arbeit in den Gräben nicht gerade leicht bei Regengüssen meinte man den ganzen Graben an seinem Körper mit fortzutragen. Es gibt auch dagegen Mittel, und die Düna ist ein so breites und sicheres Hindernis, daß man Zeit hatte, diese Mittel im Ausbau in Ruhe anzuwenden. Die Versuche, sich mit kleinen Bootsunternehmungen gegenseitig das Leben schwer zu machen, waren zu der Zeit, als ich dort an der Front war, gänzlich eingestellt worden. Ein paar durchlöcherte Ruderboote trieben in den hellen Nächten auf dem aufschwimmenden Strom in Richtung Riga, das war alles. Die Tannenwaldungen gestatten leichte Annäherung. Das Land ist von großer und besonderer Schönheit.

Vor Jakobstadt halten wir die Hügel, so daß Jakobstadt eine tote Stadt in den Händen der Russen ist, wie vorher Friedrichstadt in unserer Hand ohne Leben bleiben muß, weil auf den Höhen die Artillerien die Städtchen beherrschen. Die schweren russischen Angriffe im März aus dem Raume um Jakobstadt heraus sind bekannt, bekannt auch ihr blutiges Zusammenbrechen.

Um Dünaburg umspannt unser eiserner Halbkreis fast 2 Jahr den Brückenkopf. Nach den heftigen Angriffen im Spätherbst, die in der Hauptsache auf die Seen-Enge zwischen Swenten- und Ilsensee zielten, ist es zu gleich heftigen Versuchen der Russen, den Ring zu durchbrechen, nicht mehr gekommen. Der Schloßberg und das Städtchen Illurt sind jedoch immer noch im Brennpunkt der Artillerien. Die russischen Stellungen sind stark, ihre Lage, unterstützt durch die ziemlich weitblickenden Hügelreihen des rechten Dünaufers, ist an sich nicht ungünstig, wenn nicht der Halbkreis, in dem wir stehen, die Möglichkeit konzentrischen Artilleriewirkens jederzeit offen ließe.

Die Front vom Dryswjatysee bis Smorgon ist von der großen russischen Märzoffensive her neu in der Erinnerung. Sie hat ihren besonderen Charakter durch die vielen Seen, die zum Teil in die Linie einbezogen sind, zum Teil Flankenschutz gewähren.

Die Front um Smorgon selbst springt ein wenig zurück, da das tiefer gelegene Städtchen von uns im Herbst nicht in die Linie einbezogen wurde, weil es sinnlos gewesen wäre, seine Stellungen und seine Quartiere den russischen Kanonen auf den überragenden Höhen östlich von Smorgon auszusetzen. Daß Smorgon gerade kein begehrenswerter Besitz ist, haben die Russen in dem langen Winter oft genug erfahren müssen.

Von Smorgon südlich beginnt ein Abschnitt, in dem augenblicklich starke Unruhe herrscht, es ist der Teil der Nordfront, in dem wohl die zahlreichsten Patrouillenunternehmungen, Vorstöße, Erkundungen, stattfinden, diese Unruhe erstreckt sich auch über Krewo, ein ehemaliges Städtchen, das bis auf wenige Reste in der Linie verschwunden ist. (Den Westrand des Städtchens halten wir, den Ostrand die Russen, die zerschossene orthodoxe Kirche steht auf unserer Seite, die Trümmer des katholischen Gotteshauses auf der russischen.)

Immer stärken wirken Sumpf und versumpfte Flußläufe auf die Gestaltung der Front ein. Beresina, Serwetschbach sind für die Linienführung mitbestimmend. Immer noch hat dabei das Land oft den leicht hügeligen Charakter, der nur in der Ebene um Smorgon einmal völlig aussetzt.

Der wichtige Bahnknotenpunkt Baranowitschi ist bekanntlich in unserer Hand. Doch ist wohl anzunehmen, daß die Russen versucht haben, die nützliche Nord-Südverbindung hinter ihrer Front dadurch wieder möglich zu machen, daß sie eine Pionierbahn zwischen die beiden Bahnschenkel Minsk—Baranowitschi und Baranowitschi—Rowno gelegt haben. Immerhin haben ihre wiederholten Versuche, auf Baranowitschi vorzudringen, gezeigt, wie unangenehm ihnen der fehlende Kreuzungspunkt blieb.

Die schnurgerade Linie des Oginskikanals, in dessen Böschungen unsere Stellungen ausgezeichnet eingebaut sind (Böschungen, die gleichzeitig auf Meilen die höchsten Erhebungen des flachen Sumpflandes sind), ist das bemerkenswerteste Zeichen für den ersten Teil der Linie, die das Gebiet des Rokitnosumpfes durchquert. Pinsk, die Stadt in der Front, beherrscht den nächsten Teil der Rokitnofront, die sich hier keilartig auf der festen Landzunge vorschiebt.

Die Stellungen am Styr, im Styrbogen, hinüber nach Luzk, haben dann alle das gleiche Gepräge: entweder, sie mußten dem Sumpf im harten, kaum immer gleichmäßig erfolgreichen Kampfe abgewonnen werden, oder sie lehnten sich an die Sanddünen an, die unregelmäßig und ohne Uebergang aus dem Sumpfgelände emporwachsen.

Die „Festung" Luzk hat dabei niemals den Charakter einer Festung gehabt. Ein paar elende Erdwerke hatten die Russen der Stadt gegeben, das war alles.

Die Schwierigkeiten im Raum von Luzk waren in den Wintermonaten, als ich dort an der österreichischen Front war, sehr erheblich; ein ungarisches Regiment, das übrigens viel rumänischen Ersatz hatte, mußte unzählige Kilometer Knüppeldämme bauen, um überhaupt die Verpflegung in der vorderen Linie möglich zu machen. Freilich waren die Bedingungen im Styrbogen und bei Kolki auch kaum günstiger.

Wie Salandra gestürzt wurde.

Stürmische Szenen in der entscheidenden Kammersitzung in Rom.

Aus Lugano, 11. Juni, wird gemeldet: Die Parlamentssitzung war ein förmliches Gericht über das Kabinett Salandra-Sonnino am Sonnabend, und das vernichtende Urteil sprachen dieselben Elemente, die in den unseligen Maitagen des Vorjahres das Ministerium in den Krieg hineingehetzt hatten. Als Salandra sich erhob, wurde er von den Sozialisten wie den Republikanern und Reformsozialisten, die bis zuletzt doch Vorspann Salandras geblidet hatten, mit ironischen Zurufen begrüßt, wie „Der Angeklagte hat das Wort!" und dergleichen. Immerhin konnte der Ministerpräsident Salandra ziemlich ungestört reden, bis er auf die Ereignisse im Trentino zu sprechen kam und noch bemerkte, die Schuld liege daran, daß die Grenze seit 1866 einem feindlichen Einfalle offen stand. Eine große Menge Abgeordneter aller Parteien umdrängt bei diesen unbedachten Worten Salandra und schreit ihn an: „Warum haben Sie diese Türe dann nicht geschlossen? Warum haben Sie uns immer gesagt, daß Italien nichts zu fürchten hätte?" Abgeordneter Giacomo Ferri ruft: „Erst neulich hat der Kolonialminister Martini in Florenz in öffentlicher Rede im Busen Salandras feierlich erklärt, daß die italienische Grenze heute unantastbar sei." Sciorani schreit: „Nach einem Jahre Krieg wagen Sie mit solchen Resultaten vor die Kammer zu treten!?" Mazzoni: „Wer sich blamiert hat, wie Sie, der habe wenigstens so viel Schamgefühl, zu schweigen!" Chiesa: „Darum hat das italienische Volk all seine Opfer gebracht!" Als Salandra sich zu verteidigen sucht und einwirft, bei besserer Vorbereitung der Verteidigung hätte das Heer dem feindlichen Einfalle längeren Widerstand leisten können, bricht wilder Tumult los und von allen Bänken der Kammer werden grimmige Verwünschungen laut. Der Republikaner und Kriegsparteiler Pirolini schreit: „Sie, jawohl, Sie und kein anderer sind dem Parlamente gegenüber für diesen Schlag verantwortlich! Sie gehören vor den Gerichtshof!" Die äußerste Linke, die bisher mit Salandra durch Dick und Dünn gegangen war, umringt ihren einstigen Abgott drohend und heult: „Schande über Sie! Infamie! Die Regierung setzt die Heeresleitung vor dem Volke herab! Warum haben Sie denn nicht Cadorna seines Amtes enthoben?" Treves und Mazzoni rufen: „Das ist der Dank der Regierung an Cadorna!" Pirolini, Chiesa, Raimondo, l'Abrihla und andere von der bisherigen Salandra-Mehrheit rufen: „Das ist ein Verbrechen! Sie verstehen dem vor dem Feinde stehenden Generalissimus einen Dolchstoß in den Rücken!" Die Kammer heult im Chorus: „Vors Gericht! Vors Gericht!" Während des minutenlang dauernden Orkans wagt Salandra nicht, den Mund aufzutun; auch die übrigen Minister sind völlig eingeschüchtert, ja terrorisiert. Nun sucht Salandra weiter zu sprechen, aber von allen Seiten tönt es ihm entgegen: „Genug! Genug! Schweigen Sie und treten Sie zurück!" Endlich gelingt es dem Ministerpräsidenten, wieder zu Worte zu kommen, aber die Freude dauert nicht lange; Enrico Ferri unterbricht ihn: „Wenn jemand wie Sie die Maitage 1915 auf dem Gewissen hat, darf er nicht von einer politischen Richtlinie sprechen! Andere rufen: „Sie haben mit Hilfe des Volksbetruges regiert." Als Salandra schließt, klatschen ihm fünfzig Abgeordnete des Zentrums und der Rechten schwächlich Beifall. Die Linke und die Partei Giolittis schweigen. Die Linke aber, bisher Salandras Leibgarde, bricht in lange anhaltendes Geheul aus.

Als späteren Redner ernteten bei ihren Angriffen auf das Kabinett den stärksten Beifall der Kammer, so zuerst der Sozialist Graziadei, der den Leichtsinn der Regierung bei ihrem Heraustritt aus der Neutralität, ihre falsche Beurteilung der militärischen wie der diplomatischen Weltlage, endlich die Utopie betreffs des unter Italiens Führung zu bildend. Balkanbundes und die Haltung Rumäniens geißelt. „Dazu kam noch der Beitritt Italiens zum Londoner Vertrage, der das Eingeständnis unserer Fehler war, und für diese Fehler muß nun unser Volk bluten." (Großer Lärm. Die Sozialistenpartei ruft: „Die Interventionisten gehören vors Kriegsgericht!") Graziadei schließt mit der Hoffnung auf einen gerechten, würdigen Frieden, ohne Sieger und Besiegte und ohne Annexionen. Die Nationalisten schreien: „Das heißt, die Pax Germanica bereiten Sie mit Ihrer wunderbaren Kriegsführung vor!"

Der Republikaner Pirolini macht die Regierung für den Pessimismus verantwortlich, der heute in Lähmendem Maße das ganze Volk erfülle. „Mit solchen Erklärungen, wie Salandra sie heute in der Kammer abgab, muß das Volk an sich selbst irre werden!" Allgemeine Rufe ertönen: „Es ist wahr! Es ist wahr!" Labriola (radikaler Anhänger der Kriegspartei) sagt: „Die Regierung untergräbt geradezu die Autorität der Heeresleitung bei den Soldaten!" (Betäubender Lärm und Rufe „Das ist eine Infamie!") Kriegsparteiler Raimondo: „Salandra durfte nicht so reden." Pirolini bemerkt: „Man sieht, Salandra leidet an Nervenüberreizung."

Salandra schüttelt energisch den Kopf und ruft: „Ich bin ganz ruhig! Mein Gewissen ist rein!"

Benzini erwidert: „Natürlich, wir wissen ja, daß Sie ein Zyniker sind!"

Pirolini kann seine Rede schließlich wieder aufnehmen und richtet einen einen Appell an die Sozialisten, sich der Agitation gegen den Krieg zu enthalten. Die Sozialisten lehnen das ab; sie antworten: „Die Verantwortung für das, was in Italien vorgeht, kommt auch ganz allein zu. Das Land wird euch zur Rechenschaft ziehen!"

Nun verlangt Salandra das Wort; er sagt: „Abgeordneter Pirolini sagte, ich hätte die Heeresleitung vor der Kammer denunziert. Ich habe einzig und allein das Urteil der Heeresleitung selbst wiedergegeben." Diese Aeußerung entfesselt im ganzen Hause auf allen Bänken einen unerhörten Sturm der Entrüstung. Selbst die bisher treuesten Anhänger der Regierung schleudern Salandra Insulten ins Gesicht und schreien: „Schweigen Sie! Hören Sie endlich auf! Sie kompromittieren hier die Generale, die sich nicht verteidigen können. Wenn es nicht geht, wie es gehen sollte, so tragen Sie die einzige Schuld!" Mazzoni ruft mit Stentorstimme: „Einer schiebt die Schuld immer dem anderen zu!" Lapegna sagt: „Sie erweisen unseren Generalen einen netten Dienst! Der allgemeine Chorus brüllt: „Rücktritt! Rücktritt! Abstimmung! Vors Gericht!"

Nun ergreift der Führer der Sozialistenpartei, Turati, das Wort und erinnert daran, daß dieselben Leute, welche die Sozialisten einst wegen ihres Kampfes gegen das Kabinett Salandra „Verräter" und „Oesterreicher" nannten, heute dasselbe Kabinett Salandra ohne Debatte stürzen wollen. „Das Seltsamste ist" — sagt er — „daß heute gerade diejenigen Salandra bei lebendigem Leibe verspeisen möchten, die ihn gestern am wildesten in den Krieg hineingehetzt haben. Eines aber müssen wir wenigstens bei Salandra anerkennen: er hat sich nicht auch noch in den Krieg mit Deutschland hineintreiben und, wie die Freimaurerei es wollte, zur Absendung von Hilfstruppen nach Frankreich bestimmen lassen. Das hätte das Unheil Italiens vervollständigt und den Feinden ohne weiteres Tür und Tor geöffnet." (Beifall bei den Sozialisten, großer Lärm in der übrigen Kammer.) Turati schließt mit der Hoffnung, daß das italienische Volk anfange, die Augen aufzutun und zu denken. Zuletzt geißelt auch der radikale Regierungsparteiler Alessio das Verhalten der Regierung, die die Schuld trage, wenn das Land heute tief niedergeschlagen sei, doch hätten Kammer und Land nur den Ereignissen ins Gesicht zu sehen. Jedenfalls sei es ein Skandal, daß nach einem Jahre des Krieges die Heeresleitung nicht verstanden habe, den feindlichen Angriff auf die schwächste Seite der italienischen Front vorauszusehen und ihm beizeiten vorzubeugen. Die Regierung sei des Volksvertrauens unwürdig. Darauf erfolgte die Abstimmung, die den Fall Salandras herbeiführte.